

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 1 (1958)

Artikel: Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee

Autor: Staub, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JEREMIAS GOTTHELF UND HERZOGENBUCHSEE

Gerne wollen wir es Albert Bitzius glauben, dass die Jahre in Buchsi zu den schönsten und glücklichsten seines Lebens gehörten. Denn als er schon zehn volle Jahre in Lützelflüh lebte, schrieb er im Gedenken an die Buchsizeit seinem Freund Joseph Burkhalter im Fluhacker: «Ich denke gar oft an dieses Bänkli vor Eurem Haus und möchte gar zu gerne zuweilen darauf sitzen. Ich bin hier im ganzen genommen sehr einsam. Es hat niemand Zeit, sich mit mir abzugeben, und wenn man schon die Arbeit sein lässt, wenn ich komme, so sieht man doch gar zu oft den Kummer, dass jetzt etwas im Hinterlig bleibe. Es ist aber recht gut, dass ich ferne von der Zerstreuung bin. Der liebe Gott versucht halt eine Radikalkur an mir. Obschon ich lieber sitze als vor 15 Jahren und ziemlich daran gewöhnt bin, so liebe ich doch das freie Leben noch mehr ...» Und diese Freiheit hatte der junge Bitzius bei uns. Ungehemmt von väterlichen Ermahnungen noch Familiensorgen genoss er sie in vollen Zügen.

Wollen wir aber Jeremias Gotthelf für die Zeit seiner Vikariatsjahre in Herzogenbuchsee recht verstehen, dann dürfen wir den für ihn so bedeutenden Zeitabschnitt von 1824 bis 1829 nicht ohne jegliche Beziehung aus seinem Leben herausgreifen. Erst aus der Schau über sein ganzes Wirken vermögen wir die Bedeutung dieses Vikariates zu erkennen, denn neben Utzens-torf und Bern gehört diese Buchsizeit so recht zu Gotthelfs Lehr- und Wan-derjahren, in denen sich schon mit aller Deutlichkeit die wesentlichen Züge seiner Kämpfernatur offenbaren, und in der wir den späteren Volksschrift-steller wohl zu erkennen vermögen.

Ein kampferfülltes Leben

Gotthelfs Leben fällt in die unruhigste Zeit der Schweizergeschichte. Kampf umtobte schon seine Wiege, Kampf und Ringen füllten alle seine Jahre, und als hartumstrittene Persönlichkeit ist er im Jahre 1854 dahinge-gangen. Seit namhafte Vertreter der Literatur auf die Bedeutung seines Schaffens hingewiesen haben, sind seine Werke erst in weitesten Kreisen be-

kannt geworden. Eine Grundwelle gotthelfscher Anerkennung haben in neuester Zeit auch die Radiobearbeitungen von Ernst Balzli und die Verfilmung seiner Werke ausgelöst. Aber Gotthelf war lange nicht allen Leuten genehm, und es ist bezeichnend, was uns noch vor ein paar Jahren bei der Rückfrage über ein literarisches Dokument ein bedeutender Jurist mitten aus dem gotthelfschen Emmental schrieb: «... Da unsere Ur-Emmentaler leider Gotthelf nicht sehr lieben, weil er ihnen nach ihrem Dafürhalten allzusehr hinter die Vorhänge geguckt und sie auf die Hühneraugen getschalpet hat, reden und schreiben sie möglichst wenig über ihn... Zu unserer Zeit hat man uns bis zur Matura unterschlagen, dass bei uns in der Schweiz ein Meyer, Keller und ein Gotthelf lebten. Dafür hat man uns die deutschen Klassiker, an deren Wesen die Teutonen nicht genesen sind, eingetrichtert, dass uns Hören und Sehen und damit auch die Freude verging. Ich habe immer einen Band Gott helf auf meinem Nachttischli, und meine Frau muss mir oft das Kopfchüssi unter dem Bernerschädel wegziehen, damit ich mich endlich von meinem lieben Bitzius verabschiede.»

Am 4. Oktober 1797 im Pfarrhaus zu Murten geboren, erlebte er schon ein Jahr später den Einbruch der Franzosen und als Fünfjähriger die Plünderung Murtens durch zügellose Oesterreicher Truppen, die auch die Pfarrei nicht verschonten. Ihnen soll er, so erzählt seine Schwester, drohend die Fäustchen entgegen gehalten haben, ein Zug, der ihm zeitlebens eigen sein sollte. Er blieb ein unentwegter Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, und was er einmal als Recht ansah, da blieb er unbeirrbar und hartköpfig dabei und hieb in Wort und Schrift rücksichtslos drein, ohne an die eigene Gefährdung zu denken. In den vierziger Jahren schreibt er darüber in einem Brief: «Es ist mir nicht bloss das Schaffen Bedürfnis, sondern zu schreien in die Welt hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen.» Wo es dreinzuhauen galt — das Recht war jedoch nicht immer auf seiner Seite — da zögerte er nicht, mit den schimpflichsten Ausdrücken loszuziehen, die er freilich von andern ebenso prompt wieder einstecken musste. Das war, wir dürfen es füglich so sagen, der Dämon im Genie Gotthelfs. Was Wunder, wenn er sich damit in allen Lagern Feinde die Fülle herauf beschwor und man lange über den finstern Schatten, die sich um ihn zusammen gezogen, das Licht nicht sah und nicht sehen wollte, das dennoch über seinem Werke strahlt.

Es ist durchaus natürlich, dass es der Distanz bedurfte von all dem kleinklichen und vielfach zeitbedingten Gezänk, um den wahren Schriftsteller zu erkennen, und dass deshalb zuerst Deutschland ihn entdeckte, bis ein Gott-

fried Keller auf seine überragenden Dichtergaben aufmerksam machte und ihn ohne Vorbehalt unter die grössten epischen Erzähler der Weltliteratur einreihte. Ich glaube, dass heute sowohl Gotthelf wie seine Widersacher gegen die bis zu den höchsten Behörden hinauf sogar Ausdrücke fielen wie «Lumpenpack, Lügner und Betrüger, unnütz Gesindel, Landesverräter, Schelme und Spitzbuben», diese Entgleisungen bedauern müssten, denn sie haben hüben und drüben nur unnütz Geschirr zerschlagen.

Auf ein Schreiben des Erziehungsdepartementes, wo der «beleidigende Ton» und «die Sprache», die er bisweilen führe «in seinem amtlichen Verkehr» beanstandet wurden, hat er entschlossen geantwortet: «Damit man nicht etwa glaube, ich hätte nicht bedacht, was ich da bemerkt, so will ich aufrichtig bekennen, dass ich einen Augenblick anstund, meiner Ueberzeugung Worte zu geben, aber dann siegte meine alte Gewohnheit, wahr zu sein statt höflich, wo beides sich nicht miteinander vereinen lässt.» Allerdings kosteten ihn neue anmassende Eingaben die Stelle eines Schulkommissärs, indem die Regierung ihn 1845 demonstrativ des Amtes enthob. In einem sehr höflichen, aber ironischen Schreiben dankt Gotthelf für die Mitteilung, dass man ihn nach der grossen geleisteten Arbeit entlasse und ihm damit die Zeit frei mache für ganz anderes Tun. Und wirklich, nun begann er seine Bücher zu schreiben.

Vergessen wir bei alledem nicht, dass wir damals mitten in der Zeit der Verfassungskämpfe standen, der Manifeste der Gebrüder Schnell aus Burgdorf und der Volksversammlung auf der Bärenmatte zu Münsingen, geschiürt durch die Juli-Revolution in Frankreich. Das Patriziat musste der jungen Demokratie endgültig den Platz räumen, die ihrerseits unter Neuhaus und Stämpfli zum extremen Radikalismus hinüberwechselte. Aber wiederum nur durch diesen konnte der heutige Bundesstaat geschaffen werden, ein halber Einsatz hätte das gegen die Widerstände der damaligen Zeit niemals zu stande gebracht. Es kamen die unruhigen Jahre des Sonderbundskrieges und der nicht unblutigen Freischarenzüge, die Jesuitenfrage erregte die Gemüter, und schliesslich vermochte nur noch der Sonderbundskrieg diese wüsten Wirren zu lösen. Und da mitten hineingestellt war Gotthelf mit einer Kraftnatur ohnegleichen und ausgestattet mit überdurchschnittlichen Gaben des Geistes und der Feder.

All dieses Menschliche und allzu Menschliche versank in die Gruft und die aufwühlenden Händel seiner Zeit, in der Gotthelf sich nie ganz zurecht fand, verebbten. Auch in seinen Büchern fehlt es leider hier und dort an Aus-

fällen nicht. Aber wie treffend und kraftvoll hat er dagegen so viele Seiten seiner Werke gestaltet und Menschen gezeichnet, die ihresgleichen nicht haben in der ganzen Literatur. Und schliesslich, wem konnte er es recht machen? Auch Gotthelf hat erlebt, was jeder, der auf exponierten Posten gestellt ist, dass von der Parteien Gunst und Hass vermischt er in recht unterschiedlichem Urteil steht. In einem Brief von 1842 an Amtsrichter Burkhalter gesteht er: «In einem Zürcherblatt werde ich zu den Stündelern gezählt und mir stündelerische Tendenzen beigemessen. Was sagen Sie dazu? Auf der andern Seite schiltet der ‚Basler Bote‘ mich unchristlich und warnt die Leute vor meinen Büchern. Wem treff ich's recht?»

Es muss Gotthelf zugute gehalten werden, dass er da, wo er verletzt hatte, fast immer wieder die Hand bot zum Einlenken, was von vielen seiner Gegner nicht gesagt werden kann. Ein eindrückliches Beispiel dafür ist seine Auseinandersetzung mit Fellenberg, dessen er nach dem Tode trotz allem, was vorgefallen, mit prachtvollen Worten gedenkt.

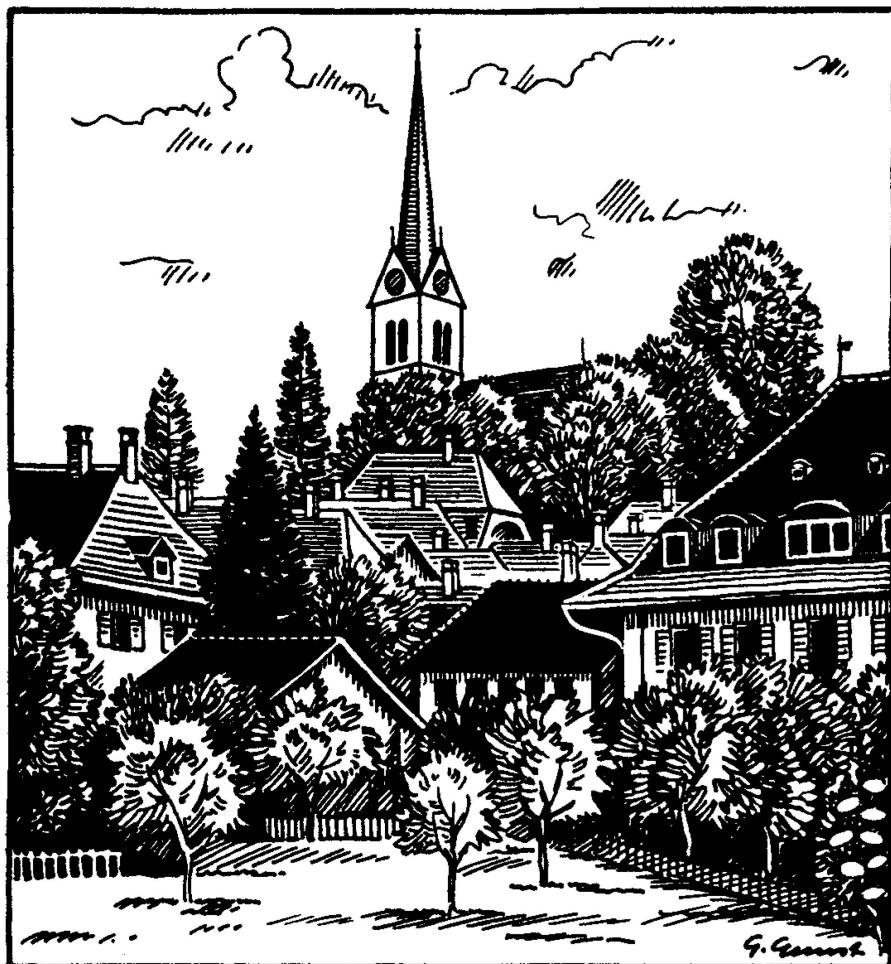
Als Murten in der Zeit der Mediation 1803 an den Kanton Freiburg überging, zog Vater Bitzius in die grosse Landpfarrei Utzenstorf. Hier verbrachte Albert frohe Bubenjahre, während ihn sein Vater für den Eintritt ins Gymnasium Bern vorbereitete. Es folgen dann die Studien in Bern und seine Ausbildung zum Pfarrer. Vom Jahre 1820 bis 1824 entwickelte er als Vikar seines Vaters in Utzenstorf eine rege Tätigkeit, die allenthalben hohe Anerkennung erfuhr. Sein besonderes Anliegen war schon hier neben dem Armdienst das noch sehr im Argen liegende Schulwesen. Die Gemeinde gedenkt seiner noch heute in Dankbarkeit. Zur Weiterbildung an der Universität Göttingen liess er sich für das Jahr 1821 beurlauben. Er kehrte gerne wieder in sein Vikariat zurück. Am 9. Februar 1824 kam unerwartet der Tod des Vaters. Sein grösster Wunsch, dessen Nachfolger zu werden, wurde ihm durch das damalige Kirchengesetz versagt, das eine feste Anstellung erst nach fünfjährigem Vikariat erlaubte. Am 9. Mai hielt Bitzius daselbst die letzte Predigt. Sein Studienfreund Ludwig Fankhauser, bisher Vikar in Herzogenbuchsee, wurde in Utzenstorf als Pfarrer eingesetzt, während er dessen Stellung in unserem Buchsi zu übernehmen hatte. Trotz dem wehmütigen Abschied aus dem grossen Dorf an der unteren Emme begann nun für Albert Bitzius, wie er später mehrmals bekannt hat, die erfreulichste Zeit seines Lebens. Sie sollte volle fünf Jahre dauern und fand 1829, wie wir noch hören werden, ein durchaus nicht freiwilliges Ende. Nach kurzer Aushilfe an der Heiliggeistkirche in Bern trat Bitzius am Neujahrstag 1831 sein neues Amt

als Vikar in Lützelflüh an. Zwei Jahre später, als Pfarrer Fasnacht im Alter von über 90 Jahren starb, bekam Gotthelf die Pfarrstelle in Lützelflüh. Ein Jahr darauf verheiratete er sich mit Henriette Elisabeth Zeender aus Bern, einer Enkelin seines Amtsvorgängers. Es war im Dezember 1836, als Bitzius mit dem «Bauernspiegel» das erstmal als Schriftsteller vor das Volk trat. Das Buch, welches er mit ungeheurem Schaffensdrang in wenigen Wochen zusammengeschrieben hatte, trug den Titel «Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst geschrieben». Dieser frei gewählte Dichtername sollte ihm bleiben und ist heute in die Literatur eingegangen. Ein Mahner und Prophet ist Gotthelf in allen seinen Werken, und immer wieder kämpft er in erster Linie für die Armen und Hintangesetzten, so wahr ihm «Gott helfe». In 18 Jahren schrieb er ein unglaublich umfangreiches Werk: 26 grosse Bände voll, ohne die Briefe, Predigten und Reden mitzuzählen. Was sich durch Jahre in ihm machtvoll aufgestaut hatte, das brach unaufhaltsam durch. «So kam ich zum Schreiben ohne alle Vorbereitung und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volkschriftsteller», sagt er. Mit dem übergrossen Mass an Arbeit und im steten Kampf mit dem Zeitgeist, worüber er einmal schrieb, er «fühere ein Doppel Leben, ein heiteres Privatleben und daneben ein ob der Schlechtigkeit und dem Leiden dieser Welt zorn- und gramerfülltes», hat Gotthelf allzufrüh seine Kräfte aufgezehrt. Ein Kuraufenthalt von 1853 brachte für Herz und Hals nur geringe Linderung, und nach kurzer Krankheit versagte das müde Herz in der Morgenfrühe des 22. Oktober 1854 endgültig seinen Dienst. Das Bernervolk hatte, ohne es zu wissen, einen grossen Schriftsteller und Volkserzieher verloren. Auf den Gedenkstein in Lützelflüh hat die Nachwelt geschrieben:

«Wer wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist;
Und ein wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich.»

Als Vikar in Buchsi

Hier amtierte Gotthelf für den damals kränklichen Ortsgeistlichen, Pfarrer Bernhard Hemmann, der von 1811 bis 1847 in Herzogenbuchsee wirkte. Dabei hatte der Vikar weithin freie Hand in allen Amtsgeschäften, die er anscheinend fast durchwegs selbst führte. Die Kirchhöri Buchsi zählte damals in den noch heute dazu gehörenden 14 Gemeinden schon über 5000 Einwohner. Das gab bei der Weitläufigkeit unseres Gebietes für einen Seelsor-



Pfarrhaus und Kirche zu Herzogenbuchsee

ger reichlich Arbeit, auch wenn in fünf Gemeinden ein sogenannter Helfer dem Pfarrer zur Seite stand. Aber gerade diese Arbeit in der weiten Landschaft war Bitzius hoch willkommen, stand er damit doch in unmittelbarem Kontakt mit Land und Leuten.

Am 23. Mai 1824 hielt der neue Vikar in unserer Kirche die Antrittspredigt. Wir zitieren daraus: «Euch zu Jesus zu führen soll mein Bestreben sein; denn seine Diener sind wir und sollen sein Wort verkündigen, bis dass er kommt und seine Rechte verteidigen wird. Dies werde ich auch tun, niemand fürchtend als Gott, dem ich Rechenschaft abzulegen habe, unerschrocken seinen Willen verkünden, gleichgültig, ob es wohl oder übel geht, die Wahrheit an geheiligter Stätte offenbaren ohne Ansehen der Person, mutig dem Unrecht die Stirne bieten, die Unschuld schützen, der Gewalt entgegentreten, dem Schwachen ein Helfer sein. Denn ich schäme mich des Evangeliums Christi nicht: es ist eine Kraft, selig zu machen, alle die daran glauben.» So führte sich voller Zuversicht Albert Bitzius in unserer Gemeinde ein, und was er sich hier als Aufgabe gestellt, das hat er getreulich gehalten sein Leben lang. Als Vikar hatte er tatsächlich ein recht umfangreiches Arbeitspensum zu erfüllen. Fast jeden Sonntag war er es, der die Kanzel bestieg, und an Festtagen hatte er gar zweimal den Gottesdienst zu übernehmen. Meistens waren seine Predigten, so erzählt man sich, am Samstag noch nicht beisammen. Dann stand er des Sonntags früh auf und machte «einen Kehr», wie er sich selber ausdrückt, über Niederönz, Oberönz und Bettenhausen und setzte sich da seine Predigt zurecht. Zur Winterszeit soll er diesen Kehr am Samstagabend getan haben. Von sich selber sagt er, dass er kein guter Prädikant gewesen, das Sprechorgan wollte nicht hinreichen, und sein gutturales «R» wirkte sich störend aus, so dass er nicht immer gut verstanden wurde.

Von Interesse für uns sind die Visitationsberichte aus jener Zeit. Diese mussten auf Grund einer Verordnung des bernischen Kirchenkonvents jährlich eingereicht werden. Sämtliche fünf Berichte dieser Zeit wurden von Albert Bitzius verfasst. Jedes Jahr fand nämlich in allen Kirchengemeinden eine sogenannte Visitation statt; heute würden wir sie als Inspektion bezeichnen. Diese bestand in einer vierfachen Aufgabe: Der amtierende Geistliche hatte über den sittlich-religiösen Stand der Gemeinde, über die Schulen, die Kirchenfreundlichkeit und den Lebenswandel der Beamten einen Bericht zu erstatten. Am Tag der Visitation war eine Predigt zu halten und Kinderlehre zu erteilen. Anschliessend hatten die Vorgesetzten und männlichen Kirchen-

gänger über die Amtsführung ihres Seelsorgers das Urteil abzugeben. All dies erfolgte auf Grund eines einheitlich festgelegten Frageschemas, das der Visitator unterbreitete. Es ist dabei zu bemerken, dass solche Formeln niemals in den Schädel eines Bitzius hineinpassen wollten, und dass er dieses Schema in vielen seiner Berichte gehörig durchbrach, selbst dann noch, als er vom Kirchenkonvent deswegen gerügt worden war. Ein Beispiel dafür ist der Bericht über das Reformationsjahr 1828, wo er sich lange Zeit in höchst eigenen Gedanken ergeht. Da dieser zu umfangreich ist, sei hier als Beispiel immerhin Bitzius' erster Bericht aufgeführt:

«Visitationsbericht des Pfarramt Herzogenbuchsee (1825)

Gottesdienstlichkeit und Sitten

Beyde mögen nicht viel ausgezeichnetes haben. Eine bedeutende Anzahl von Gemeindegliedern kommt gar nicht zur Kirche. Von den andern kommen die einen nur, wenn sie ein neues Stück Kleid erhalten, andere, wenn besondere Verrichtungen sie ins Hauptort treiben; die dritten, weil es der Brauch ist, dem lieben Gott einige mal im Jahre die Ehre eines Besuchs zu gönnen, so der Höflichkeit wegen, um die Bekanntschaft, die vielleicht zur Zeit der Noth nützlich werden könnte, nicht ganz erkalten zu lassen; und der kleinste Theil mag hergebracht werden aus religiösem Bedürfniss. Es ist aber nicht ihre Schuld, dass die meisten nicht bessere Beweggründe haben.

In den Sitten mag hier wohl keine besondere Eigenthümlichkeit gefunden werden, als dass seit einer Reihe von Jahren sich fast alle Jahre einer und vorzüglich aus Herzogenbuchsee selbst zu Tode trinkt.

Neben dieser alten vaterländischen Sitte wächst eine andere auf, noch trauriger in ihren Folgen, es ist die, uneheliche Kinder als etwas gewöhnliches zu betrachten, wozu die Menge derselben führt. Hier sind in diesem Jahr schon acht uneheliche Kinder getauft worden und keine kleinere Menge mag wohl noch unterwegs seyn. Doch dies mag in allen wohlhabenden Gemeinden Sitte seyn oder doch werden.

Schulen. Ueber diese mögen auch alle besondern Bemerkungen überflüssig seyn; wenn man nämlich weiss, dass eine Schulmeister-Besoldung, die nicht die Hälfte einer Landjäger-Besoldung beträgt, sehr erklecklich gefunden wird, so kann man schon a priori auf den Werth, der auf die Schulen gesetzt wird, auf ihren inneren Zustand, auf die Achtung, welche die Eltern vor dem Schulmeister und für die Schule haben, schliessen.

Vorgesetzte. Was diese betrifft, so sind sie auch weder im Bösen noch im Guten ausgezeichnet vor anderen. Wohl giebt es, die man nie in der Kirche sieht, desto mehr aber im Wirtshause. Und auch an heiligen Sonntagen nicht auf die anständigste Weise, die dagegen nie im Schulhaus gewesen sind, ausser am Examen. Allein da dieses aller Orten seyn wird und Klagen dem Uebel nicht steuern würden, so ists am Besten, man füge sich in Gedult, suche nicht beständig ausser sich fruchtlose Hülfe und vergesse darob das eigne Wirken, sondern man mache selbst das Mögliche, fürs übrige lasse man dann Gott sorgen.

Herzogenbuchsee, den 19. May 1825. Pfarramt Herzogenbuchsee.»

Im Jubiläumsjahr der bernischen Reformation von 1828 hatte die Regierung angekündigt, es kämen wie 100 Jahre zuvor an den Feiertagen vom 31. Mai und 1. Juni silberne Gedenktaler zur Verteilung. Es ist wahr, Gotthelf hatte von der Reformation, die er immer wieder erneuert wissen wollte, eine sehr ernste Vorstellung, und dennoch sind wir erstaunt, mit welcher Entschiedenheit er schon als Vikar zu dieser kantonalen Verordnung Stellung genommen. Mit heiligem Eifer lehnt er sich dagegen auf, unbekümmert darum, dass er sich damit in schroffen Gegensatz zu den allgemeinen Ansichten stellt. Er hätte das Geld, welches dafür verausgabt werden sollte, lieber für Anliegen verwendet, die ihm als weit dringender erschienen. «Wo sind die früheren Münzen hingekommen?» so ruft er aus. «Hat je einer eine solche in den Händen der Landleute gesehen? Sie sind dahin gekommen, wo die neuen auch hinkommen würden, zu den Gürtlern, die sie zu Haften und Göller-kettelein verarbeiten. Soll uns das vorige Jahrhundert ein Muster sein mit seiner steifen Förmlichkeit, seinem engen Dogmatismus und seiner erlahmten Regsamkeit?» Er hegt die Hoffnung, dass die Regierung auf ihren Beschluss zurückkommen werde und schlägt die Herausgabe von Kupfertalern vor. «Dadurch gewinnt man ein Dreifaches. Sie bleiben in den Empfängers Händen, ihre innere Wertlosigkeit sichert vor Veräussern. Man kann sie wegen ihrer Wohlfeilheit allen Schulkindern mitgeben; somit wird Unzufriedenheit auf dem Lande verhütet und Streit unter den Kindern einer Familie. Man bestimme sie einer gemeinnützigen Stiftung, etwa zur Bildung tüchtiger Schulmeister oder zur Unterstützung armer Gemeinden in ihren Schulangelegenheiten; dann ist sie wohl angewandt und trägt Zinsen die Fülle. Jeder Edelgesinnte, sei er Ratsherr oder Vorgesetzter, wird gerne auf das silberne Stücklein verzichten zum Wohle des Vaterlandes. Da möchte ich

alle im Herzen Reformierte innig anflehen, alle Kräfte aufzubieten, uns doch würdiger zu zeigen, zu verhüten, dass nicht Schamröte unsere Wangen bedeckt, wenn wir während dem Münzenausteilen denken müssen, die verklärten Geister Zwinglis und Luthers sehen dem kindischen Spiele zu und schämen sich ihrer entarteten Enkel». In einer Rechtfertigung hierzu schreibt er weiter in einer Art, die ihn mit aller Deutlichkeit charakterisiert: «Steht es nicht jedem Bürger frei, eine solche Ansicht der hohen Regierung vorzulegen, ja, ist es nicht besonders uns Geistlichen ihre Pflicht, frei zu bekennen, was wir als Recht glauben? Verderben der Trägheit, die immer erst will aufgefordert sein, ehe sie etwas tut! Wer die Wahrheit glaubt zu wissen und sagt sie nicht, dem gebührt Verachtung.» Diesem Aufruf allerdings, wie gut er im Grunde gemeint war und Welch edle Ziele er damit verfolgte, vermochte Bitzius kein Gehör zu verschaffen. Die Reformationsfeiern gingen in vorgesehenem Rahmen vorüber, und die meisten Geistlichen fanden in ihren Berichten höchst anerkennende Worte dafür.

Es kommt für den Gotthelf-Kenner etwas unerwartet, dass selbst die Gründung eines Töchterchor in Buchsi auf die Initiative Gotthelfs zurückgeht, der sonst wahrlich für die Tonkunst nicht viel übrig hatte. Er wusste aber um deren Reichtum und Wert für das menschliche Gemüt und bedauert in einer Briefstelle, dass er leider «steinerne Ohren» habe. Wenn er in unserem Dorf dennoch diesen Sängerchor anstrebt, so ging es ihm gleichzeitig um die Bildung eines geselligen und geistigen Zentrums, aus dem mit der Zeit eine musikalisch-literarische Gesellschaft hätte werden sollen. Der launigen und humorvollen Ansprache an die Sängerinnen entnehmen wir folgende Stelle, die uns zugleich ein köstliches Bild gibt vom lebenslustigen Bitzius der zwanziger Jahre: «So möchte ich auch der Gesellschaft beitreten; allein ich tauge weder als Lehrer noch als Sänger, denn da hat mich die Natur gar zu stiefmütterlich bedacht. Wenn ihr nun Geduld mit mir haben wollt, so will ich sie auch zu verdienen suchen. Ist etwas krumm, so will ich es grad zu machen suchen, will Notenblätter halten, Lichter putzen und alles mögliche. Hat jemand ein Leid, so soll er es mir klagen, entweder will ich dem Leid ein Ende machen oder mit ihm klagen, kurz, ich möchte es allen recht zu machen suchen, wenn dies einem Menschen möglich wäre, sobald ihr nur Geduld mit mir habt.» Dieser Töchterchor muss später wieder eingegangen sein.

Auf die Buchsjahre gehen auch die ersten literarischen Versuche zurück, die man als Manuskripte im Nachlass gefunden hat. Freilich dachte Gotthelf

noch bei weitem nicht daran, ein Geschichtenschreiber zu werden, doch ersehen wir daraus, wie der Gestaltungsdrang sich bereits vereinzelt Luft zu machen versucht. Man vermutet, dass diese Schriften im Freundeskreis oder in Pfarrversammlungen vorgelesen oder dort diskutiert wurden. Darunter befindet sich die ergötzliche Studie «Gedanken über die Schwierigkeiten der Eheschliessung für einen Pfarrer», die immerhin schon von der trefflichen Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis Gotthelfs zeugt. Dann ist ein vielseitiges Manuskript vorhanden, das ohne Zweifel auf das Gedenkjahr der Berner Reformation von 1828 zurückzuführen ist. Es ist überschrieben: «Gespräche zwischen Luther, Zwingli und Calvin im Himmel über die religiöse Gestaltung in der Welt seit ihrem Tode». Darin setzt sich Bitzius in leidenschaftlicher Sprache mit den landesüblichen Reformationsfeiern auseinander und zögert nicht, seinem verehrten und ihm als kämpferische Natur recht nahestehenden Luther Worte bitteren Spottes über das Getue der Menschen in den Mund zu legen: «O pfui des entnervten Geschlechtes, das wie Kinder schreit, aber nicht wie Männer spricht, wie Weiber zankt, aber nicht wie Männer kämpft, wie Mädchen den Schein sucht, statt das Wahre zu wollen, wie Greise klagt, statt wie Männer der Not abzuhelfen, das mit dem Teufel liebäugelt, während es zu Gott betet, das windbeutelt mit gottlosen Ideen und insgeheim vor Gespenstern zittert.»

Es ist bekannt, dass Gotthelf sich je und je mit Eifer der Schule angenommen hat, von der er hoffte, sie vor allem vermöchte durch bessere Bildung der drückenden Armennot zu steuern und durch geschicktere Erziehung der Kinder wäre das Volk zu Menschenwürde und echter Gläubigkeit zurückzuführen. Sein grosses Vorbild war darin Pestalozzi, der Helfer von Stans und Armvater vom Neuhof. Dessen Wort von der Menschenbildung war ihm Leitstern für all sein Tun und Dichten: «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich, als durch Erziehung, als durch Bildung zur Menschlichkeit, als durch Menschenbildung.» Nun bot sich ihm von Herzogenbuchsee aus im Jahre 1826 die Gelegenheit, den greisen Pestalozzi persönlich kennenzulernen. An der Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft hielt dieser am 26. April in Langenthal seine letzte öffentliche Rede. Man verstand ihn nicht mehr so gut, den 80-jährigen Pestalozzi, die Rede floss nur mühsam, aber in zu Herzen gehenden Worten entwarf er noch einmal die Grundgedanken seiner so selbstlos vorgelebten Erziehungslehre von der Liebe, der Güte und vom Dienst an den Mitmenschen. Ergriffen vom Vortrag und vom Lebenswerk dieses grossen

Menschenfreundes kehrte Albert Bitzius nach Buchsi zurück. In die Präsenzliste soll sich der Vikar eingetragen haben mit V. D. M., was bedeutet «Verbi Divini Minister» und heissen will «Diener des göttlichen Wortes».

Mit doppelter Hingabe setzt sich Gotthelf nunmehr in Buchsi und seiner Umgebung für die Schulen ein. Namentlich mit der Volksschulstufe war es damals noch arg bestellt, und Gotthelf wie Pestalozzi sahen in der Förderung von Bildung und Erziehung in Elternhaus, Schule und Kirche die einzige Möglichkeit, um Armut und Elend wirksam und auf die Dauer zu begegnen. Das wundert uns eigentlich nicht, wenn wir bedenken, dass Gotthelf schon während seines Theologiestudiums volle anderthalb Jahre als Lehrer an der sogenannten «Grünen Schule» in Bern unterrichtet hatte, und wenn wir an seine späteren Werke denken, wo er uns als geborener Lehrmeister entgegentritt. Man weiss, dass er sich gleich zu Beginn des Vikariates redlich bemüht hat um den Schulhausbau in Inkwil. Er hielt daselbst die Aufrichterede, zu der das Manuskript heute noch vorhanden ist. Am 28. November 1824 erteilte er im neuen Schulhaus den ersten Kinderlehreunterricht. Wo es galt, einen kranken Lehrer zu vertreten, da springt er mit Freuden in die Lücke. Darum finden wir ihn mehrmals in der Schulstube von Lehrer Bögli in Buchsi allein das Zepter führend. Er hat uns davon berichtet: «Mir gefällt es unter meinen Buben recht wohl, sie sind mir liebe und recht wackere Kameraden. Ich halte dafür, dass in diesem Alter das Lernen nicht das Höchste sei, sondern die Entwicklung des Charakters und Bildung desselben, daher muntere ich sie in den Pausen zum Lärmen auf und mache selbst mit, was das Zeug zu halten vermag. Während den Stunden aber fordere ich strengste Ordnung.» Einige zitieren zwar diese Stelle für Utzenstorf und andere beziehen sie auf die von ihm gegründete und mit grosser Hingabe betreute Armenanstalt von Trachselwald. Wie dem auch sei, bezeichnend ist sie doch für Gotthelfs Einstellung zu Schule und Jugend. Allein, sein allzu grosser Eifer für die Sache der Schule sollte ihm gerade für die Buchsizeit zum Verhängnis werden. Aber, so müssen wir fragen, wo hätte Gotthelf, wo er etwas als recht erkannt, sich nicht mit dem Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit dafür eingesetzt? Immer wieder trat er mit Vorschlägen vor die Behörden für die Reform und Verbesserung der Schule, und wenn nichts ging, zögerte er nicht, denselben ihre Lauigkeit vorzuwerfen. Nach seiner Meinung sollte der Katechismus, den er für den rein kirchlichen Unterricht wohl gelten liess, in der Schulstube durch eine Kinderbibel mit sittlich-religiösen Erzählungen ersetzt werden. Es mühte ihn, dass dieses fromme Lehrbuch von den Kleinsten zum Buchstabie-

ren, von den mittleren Klassen als Lesebuch und von den älteren Schülern, denen es längst schon verleidet war, als Memorierbuch verwendet wurde. Das war für ihn pietätloser Missbrauch dieser biblischen Texte.

Die Auseinandersetzung mit Oberamtmann Effinger

Es liegt durchaus in der Natur und Persönlichkeit Gotthelfs begründet, dass er schon während seiner Pfarrhelferstelle in Buchsi hier und dort dermassen zusammenstiess, dass Scherben zurückblieben. Hatte er einmal etwas als recht erkannt, so verfolgte er diesen Gegenstand mit unabdingbarer Beharrlichkeit. Dabei gab es keinen Kompromiss, auch gegenüber Vorgesetzten und Behörden nicht. Aus dieser Einstellung heraus geschah es, dass es zwischen dem eigenwilligen Vikar und Oberamtmann Effinger zu so heftigen Auseinandersetzungen kam, dass es Bitzius schliesslich die Stelle kostete. Rudolf Emanuel von Effinger amtete von 1821 bis 1831 als Vertreter der bernischen Regierung im Schloss zu Wangen. Er wird als wohlmeinender Landesvater geschildert und nahm sich tatsächlich der bedrängten Untertanen in allen Kümmernissen liebevoll an. Er war übrigens 1824 Gründer und erster Präsident der Ersparniskasse Wangen. Auch Effinger war von einer grundsätzlichen Reform des Schulwesens überzeugt und trat für eine bessere Volksbildung, bessere Entlohnung der Lehrer und eine Aufteilung der Klassen ein, gab es doch noch Schulklassen, in denen 200 Schulkinder unterrichtet wurden. Eben war er an der Ausarbeitung einer vorläufigen Schulreform im Amt Wangen. Albert Bitzius vertrat im wesentlichen eigentlich fast dieselbe Auffassung mit Bezug auf die Schulen, doch vermochte der junge Feuerkopf auch hier nicht zu warten, bis seine zahlreichen Eingaben und Anträge geprüft und neue Projekte gereift waren. So kennen wir ein Schreiben aus dem Jahre 1829, das er in Umgehung des Dienstweges direkt an das Erziehungsdepartement einreichte. Darin verwendete er sich für eine Unterstützung an den wegen Krankheit in bedrängten Verhältnissen lebenden Lehrer Bögli aus Buchsi. Wie warm er auch für seinen Schützling eintrat, so musste die Regierung doch dabei den Eindruck bekommen, der Oberamtmann in Wangen vernachlässige seine Pflichten. Bitzius betrachtete sich halt selber als in erster Linie berufener Sachverwalter der Schule und hat in diesem Zusammenhang seinem Onkel Samuel Studer geschrieben: «Sie wissen wohl, werter Onkel, dass Schulen mein Steckenpferd sind, dem Herrn Effinger seines sind die Strassen; wo ich etwas den Schulen Erspriessliches zu tun

gesehen, habe ich nicht Mühe und Arbeit geschont, auch vor keinem Menschen mich gefürchtet.»

Als Gotthelf vernimmt, dass im Schulplan Effinger die Loslösung von Bollodingen aus der Schulgemeinschaft Ober- und Niederönz vorgesehen sei, was heute längst der Fall ist, da bezieht er entschieden Stellung dagegen. Diese Aufteilung hätte zur Folge, dass die Klassen in Oberönz kleiner würden und damit auch die Entschädigung des von ihm sehr geschätzten Lehrers Steiger, dessen ohnehin magerer Lohn schon bisher nirgends hingelangt hatte. Gotthelf setzte sich nun in Wort und Schrift mit Hartnäckigkeit für seine Auffassung ein, wobei in seinen Darstellungen Effinger recht schlechte Figur macht. Die Regierung kann diesem bemügenden Streit nicht länger zusehen und eröffnete ihm am 3. Mai 1829 die Abberufung aus Herzogenbuchsee. Es müssen dieser Affäre bestimmt schon andere Zwischenfälle vorausgegangen sein. Aber nun schien das Mass voll zu sein. Die Nachricht traf Bitzius wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. In Briefen hat er seinem Unmut Ausdruck verliehen. «Es ist lächerlich, wie die Herren in Trab sich setzen, wenn ein armer Teufel zu hudeln ist.» Und an anderer Stelle lesen wir: «Wo ich Freude hatte an der Arbeit, muss ich weg und auf eine Art, welche das Schmerzliche des Scheidens noch vermehrt.»

Wir glauben ihm, dass der Abschied weh tat, denn das Wirken in unserer Gegend war für den angehenden Schriftsteller zu einem reichen und kostbaren Erleben geworden. Wie oft noch gedachte er später wehen Herzens der «patriarchalischen Höfe» unserer Landschaft, besonders auch derer der Buchsberge mit ihrer «sprichwörtlichen Gastfreundschaft» und den leutseligen Menschen, der Wanderungen durch dunkle Wälder zu den hellen Seen und all der Freunde, welche er da zurückgelassen. Und ob er später wollte oder nicht, so traten bei der Niederschrift seiner Werke die weiten Landschaften «in den Dörfern draussen» wieder vor seine Seele und gaben ihnen den äusseren Rahmen. So tragen denn seine Erzählungen «Der Besuch», «Die Käserei in der Vehfreude», «Oberamtmann und Amtsrichter» deutlich das Gesicht unserer Gegend.

Damit das Bild Gotthelfs in seiner Buchsizeit doch einigermassen abgerundet erscheine, haben wir noch von der so jung verstorbenen Pfarrerstochter *Marie Sophie Hemmann* zu berichten. Es war die Tochter von Gotthelfs Prinzipal. Sie galt als sehr empfindsam und war von zarter, oft kränklicher Natur. Als nun der junge Bitzius ins Pfarrhaus kam, soll sich das Mädchen gar bald in den wackeren Vikar verliebt haben, ohne dass dieser, so wird zum

mindesten beteuert, die Liebe erwidert habe. Die Tochter litt nun so sehr darunter, dass ihre Anfälligkeit zunahm, und im Jahre 1832 — es war die Zeit, als Gotthelf sich mit Henriette Zeender verlobte — starb sie dahin. Das Bedauern über den frühen Tod der liebenswürdigen Tochter war allgemein. Die Pfarrersfamilie und mit ihr viele andere hielten Bitzius lange Zeit für nicht unschuldig an dem frühen Tod des Mädchens. Was daran sein mag, das ist nicht mehr zu ergründen, denn diese Berichte beruhen meines Wissens nur auf mündlicher Ueberlieferung.

Es sei ferner noch erwähnt, dass Bitzius auch auf dem stattlichen Gutshof der «Scheidegg» bisweilen zu Gast war, wo er sich gerne mit dem jungen, tüchtigen Geschäftsmann Samuel Friedrich Moser, dem Vater der Frau Amelie Moser, besprach. Ein paar Briefe erinnern noch an diese Bekanntschaft.

Zwei Anekdoten

Dass Gotthelf gerne mit seinem Pferd ausritt und lange auch ein leidenschaftlicher Jägersmann war, ist unter der Bevölkerung noch allgemein bekannt. Davon werden in unserer Gegend noch einige lustige Begebenheiten erzählt, von denen wir die zwei besten dem Leser nicht vorenthalten wollen. Es muss allerdings gesagt werden, dass man sie, etwas variiert, gelegentlich auch in Utzenstorf und Lützelflüh zu Gehör bekommt.

Unterbrochene Entenjagd

Es war an einem Freitag. Da Gotthelf wusste, dass an diesem Morgen keine Kirchgänger zu erwarten wären, konnte er sich an dem strahlenden Jagntag nicht enthalten, sein Weidmannsheil zu versuchen. Heute galt es der Entenjagd, und so sehen wir wenig später den Vikar zusammengeduckt, mit angestemmten Beinen, eingezogenem Kopf und die Doppelflinke im Anschlag in einem grossen Zuber mitten im Inkwilersee herumtreiben. Da tönen auf einmal über den Oenzberg her die Kirchenglocken von Herzogenbuchsee. Landvogt Effinger von Wangen, mit dem er nicht auf gutem Fuss stand, hatte sie läuten lassen, um dem unbotmässigen Vikar einen Streich zu spielen. Kurz entschlossen holt Bitzius beim nächsten Bauer einen Dragonergaul und reitet Buchsi zu. Bald ist er umgezogen und in der Kirche, wo er die Predigt hält mit dem Text: «Wenn der Hausvater wüsste, wann der Dieb kommt, so würde er wachen.» Von da an liess der Landvogt nie mehr läuten.

Bitzius ist nicht verlegen

Eines Tages war Bitzius mit einigen Bauern in der Gegend des Aeschi-sees auf der Jagd. Schussbereit hielt er die Flinte in der Hand, als die Hunde abbrachen und die Fährte verloren. Da ein schöner Tag war, ging der Vikar für ein paar Minuten zum nahen See hinüber und lehnte unterdessen die Flinte an einen Baum. Die Jagdgefährten, aufgelegt, dem Bitzi einen Streich zu spielen, schraubten den Feuerstein weg und hefteten ein Stück Käsrinde an seine Stelle. Da setzte das Gekläff der Hunde von neuem ein, und in ein paar Sprüngen war der Vikar wieder am Waldrand in Stellung. Er merkte aber, dass an seiner Flinte etwas gegangen war, entfernte unbeachtet die Käserinde und schraubte einen Ersatzstein auf. Da brach auch schon der Hase aus dem Dickicht. Der Schuss krachte und Bitzius stiess fröhlich ins Horn. Bevor er jedoch zu den andern Jägern ging, setzte er rasch die Käserinde wieder auf. Diese sahen, dass sie immer noch aufgesteckt war und schauten einander verdutzt an: «Ei, Bitzi hat einen Käserauft als Zündstein aufgesetzt!» hänselten sie ihn, immer noch nicht begreifend, wie der hatte schiessen können. Darauf hatte der Vikar gewartet und schlagfertig entgegnete er: «Jawohl, meine Herren, das ist ein Rauft von dem harten Käse, den die Bauern ihren Knechten vorsetzen, und damit kann man so gut Feuer schlagen wie auf dem besten Feuerstein.»

Freundschaft mit Amtsrichter Burkhalter

Das Lebensbild Gotthelfs in seiner Buchsizeit wäre niemals vollständig, gedächten wir nicht der innigen Freundschaft, die ihn Zeit seines Lebens mit dem klugen Bauersmann vom benachbarten Fluhacker verbunden hat.

Im Umgang mit den Mitmenschen kam dem sonst so streitbaren Bitzius ein gar leutseliges Wesen sehr zustatten. Wo seine Augen etwas Schönes sahen, da verweilten sie mit Behagen, wo er aus dem Munde anderer Menschen etwas lernen konnte, da hatte er niemals Eile, wo es den Verschupften zu helfen galt, da war er immer zur Hand, und wo gar ein Unrecht geschah, da flammte hell auf sein Blitz und zündete wild gegen den Widersacher, ungeachtet, ob er dabei für seine eigene Person Schaden nähme. Gerne zog Gott helf in freien Stunden durchs Dorf in die schöne Landschaft hinaus, in die Buchsberge, zu den leuchtenden Seen hinüber, durch schattige Wälder oder ins grüne Oenztal hinein. Auf einem dieser Spaziergänge begegnete er drü-

ben im Fluhacker, wo die Talterrasse zum Oenzberg ansteigt, einem wärschaften Bauersmann, der mit seltsamer Arbeit beschäftigt war. Die Männer kamen ins Gespräch. Es war Josef Burkhalter, der soeben im Begriff stand, nach sorgfältigen Plänen an seinem Hause eine Sonnenuhr zu errichten. Sie setzten sich aufs Bänkli vor dem blumengeschmückten Hause und waren bald in ein anregendes Gespräch vertieft. Aus dieser Begegnung sollte eine Freundschaft werden, die unzerbrüchlich dauerte bis ans Ende ihres Lebens. Gotthelf fühlte sich von dem klugen Bauersmann, der 10 Jahre älter war und ihn dereinst noch volle 12 Jahre überdauern sollte, unwiderstehlich angezogen. Im Umgang mit Büchern und Menschen hatte sich Burkhalter ein erstaunlich umfassendes Wissen angeeignet. Wiederholt haben ihn Freunde gebeten, sein Lebensbild aufzuzeichnen, was er schliesslich getan hat. Seine Nachkommen besitzen ein handgeschriebenes Heft von 34 Seiten, deren letzte das Datum trägt vom 14. Februar 1850. Es hat den Titel «Erinnerungen aus meinem früheren Leben, ein Vermächtnis für meine Enkel». Pfarrer Gottlieb Joss aus Herzogenbuchsee hat diese Schrift im Jahre 1897 bei Anlass des 100. Geburtstages von Gotthelf mitsamt den Briefen der beiden Männer erstmals veröffentlicht. Leider sind beide Bändchen längst vergriffen. Wir entnehmen diesem Lebensbild, dass der Vater Schuhmacher war zu Grasswil, dann lesen und notdürftig schreiben lernte, und wie er schliesslich angestellt wurde, «auf dem Seeberg» Schule zu halten. Später kam der Umzug nach Niederönz. Josef Burkhalter, welcher das jüngste war von sechs Kindern, setzte sich schon am Ende seiner Knabenjahre eifrig mit der pietistischen Lehre auseinander, dann anhand von Büchern eines Nachbarn mit der Mystik und baute sich schliesslich aus Glaube, Wissen und Beobachtung der Natur ein eigenes Weltbild auf. Wir wissen, dass später die Begegnungen mit dem Vikar Bitzius sein Leben noch um vieles bereichert haben. Er schreibt einmal davon: «...als er noch in Herzogenbuchsee war, wo wir so manchen schönen Sommerabend auf dem Hübeli hinter meinem Haus unter den schattigen Buchen verplauderten, wobei wir die Aussicht auf die Emmentaler und Oberländer Berge genossen, oder wo wir in seinem Zimmer in Herzogenbuchsee ernste und heitere Gespräche führten, wobei er mir so manches lehrreiche Buch zu lesen lehnte...» Und weiter weiss Burkhalter seinen geistlichen Freund so trefflich zu charakterisieren, dass diese Worte heute in viele Literaturgeschichten Eingang gefunden haben: «Wenn er zwei oder dreimal in einem Hause war, so hatte er die ganze Haushaltung los bis ins Chuchigängerli und die sämtlichen Familienverhältnisse bis in die hintersten

Winkel. Er mischte sich in alle Angelegenheiten; er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit der Hausfrau über ihre Kabisplätze sprechen und handkehrum mit einem alten Manne ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte jedem das zu sein, was er glaubte, dass es ihm am besten entspreche.»

Nach dem Umsturz von 1831, wo unser Kanton am 31. Juli die neue Verfassung bekam, da war aus dem Hintersäss Burkhalter längst ein hochgeachteter Mann geworden, dessen Urteil man schätzte und dessen Erfahrung man gerne zu Rate zog. Von Natur aus eher zu stiller Beschaulichkeit neigend, stellte er sich nur zögernd der Oeffentlichkeit zur Verfügung. Er hat einmal Gotthelf von seinem schönen Fluhacker geschrieben: «Im ganzen genommen herrscht im Fluhacker immer noch das stille, heimelige Familienleben, und immer froher bin ich, dass wir ein wenig von der übrigen Welt abgeschieden sind.» Allein, wo man seiner bedurfte, da leistete er ganze Arbeit. Als Präsident der Schulkommission leitete er von 1833 an «mit Lust und Liebe» den Bau des noch heute recht stattlichen Schulhauses der beiden Oenz. Er zieht in den Gemeinderat von Niederönz ein und wird bald darauf auch noch Präsident des Kirchgemeinderates von Herzogenbuchsee, wozu ihm Gotthelf auf launige Art gratuliert hat. Bis zum Loskauf der Zehntabgabe von 1846 hatte er das Amt eines Zehntschatzers inne. Im Jahre 1839 wird er ehrenvoll zum Amtsrichter gewählt, was er zeitlebens hoch eingeschätzt hat. Zwei Jahre später zieht er in den Grossen Rat ein, ist aber, von Haus aus sehr gemässigt und von ausgesprochener Toleranz, von dem Betrieb in Bern durchaus nicht befriedigt, was wir allerdings von unserem «Fluhackersepp», wie der Volksmund ihn kurzweg nannte, wohl verstehen; denn in diesen Jahren prallten Radikale, Gemässigte und Konservative fortwährend aufeinander, und am Horizont der Eidgenossenschaft zeichnete sich schon der kommende Bürgerkrieg ab.

Als Gotthelf Herzogenbuchsee verliess, da blieb das freundschaftliche Verhältnis zu Amtsrichter Burkhalter unentwegt bestehen. Bisweilen führte noch ein kurzer Besuch sie zusammen, dann aber sind es besonders die Briefe der beiden Männer, welche von ihrer gegenseitigen Wertschätzung zeugen. Und nicht nur das. Diese Briefe, in denen uns Gotthelf und sein weiser Bauermann im Fluhacker so ganz persönlich und gleichsam hemdärmelig gegenübertraten, sind für die Gotthelf-Forschung eine wahre Fundgrube geworden. Es müssen deren viele gewesen sein. Was auf uns gekommen, ist leider unvollständig, aber doch noch bedeutend genug, um sie zu einem der aufschlussreichsten Dokumente der schweizerischen Literatur zu machen.

Von Burkhalter sind noch 20 Briefe in den Archiven, von Gotthelf deren 35, während im Fluhacker einmal ihrer 48 vorhanden gewesen sein sollen. In diesen Schreiben äussern die beiden Männer mit grösster Offenherzigkeit ihre Meinung zu den Geschehnissen des Alltags, zu der Politik, sprechen von ihren Familien, den Kindern, von den Schulen, vom Landbau und unterbreiten einander vertrauensvoll ihre persönlichen Anliegen. Sie gemahnen uns unwillkürlich an den kostlichen Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Geyserz, der 1957 veröffentlicht worden ist. Gotthelf schätzte den originellen Bauermann so, dass er ihm später alle seine Werke zustellte und ihn um seine Meinung darüber bat. Dabei mochte er jeweilen fast nicht warten, bis die Antwort kam:

«An wohlehrwürdigen Herrn Alb. Bitzius
Pfarrer zu Lützelflüh

Niederönz, den 10. Juli 1843.

Wohlehrwürdiger Freund!

Es ist mir leid, dass es so lange anstehen musste, ehe ich Ihnen schreiben konnte! Als ich das Anne Bäbi erhielt, machte ich mich eben reisfertig für nach Bern, und als ich von Bern heimkam, musste ich auf den Gerstenzehnden.

Diese und andere Sachen hinderten mich, das Anne Bäbi zu lesen. Als es endlich gelesen war und ich im Begriff war, Ihnen zu schreiben, kam der David Schneider und sagte mir, er werde kürzlich nach Lützelflüh gehen, wenn ich allfällig mit ihm wolle; er könne mir aber den Tag nicht bestimmen, bis der Buchsemarkt vorbei seie. Gestern abends redeten wir nun ab, wenn keine besondern Hindernisse uns abhalten, so wollen wir künftigen Mittwoch zu Ihnen kommen.

Ich lebe nun zwischen Furcht und Hoffnung, Sie anzutreffen oder Ihnen vielleicht ungelegen zu kommen. Ich möchte Sie gar gerne wieder einmal sehen. Wenn Sie schon allfällig an der Arbeit sind, wieder einen Stein den Berg hinauf zu wälzen, das thut nichts, es giebt nur einen Ruhepunkt. Ueber das Anne Bäbi will ich Ihnen jetzt nicht viel sagen; wahrscheinlich hat es mir besser gefallen, als Sie glaubten. Ich finde Spass und Ernst so ziemlich am rechten Ort angebracht. Unser alte Walker Obrecht sagte mir, das ist mi Seel besser als hundert Predige, es het mer drü Mal d'Augen übertribe. Und jetzt muss ich aufhören, denn ich muss trotz dem strubben Wetter um 9 Uhr in

Wangen sein. In der freudigen Hoffnung, mit Ihnen zu sprechen, grüsse
recht herzlich!
Josef Burkhalter.»

Und dem Brief vom 26. Oktober 1845 entnehmen wir die folgende bedeutende Stelle, wo Burkhalter sich zu Gotthelfs Werk «Der Geldstag» in einer Weise äussert, die dessen gesamte Schreibweise aufs trefflichste charakterisiert und bis auf unsere Tage Gültigkeit besitzt.

«Was Ihr Buch anbelangt, so danke ich vorerst recht verbindlich dafür. Ich habe es aufmerksam gelesen. Sie sind, wie gewohnt, tief in alle Verhältnisse eingegangen und haben sie treu geschildert. Allein so kurzweilig wie etliche frühere ist es nicht. Das ist aber sehr natürlich; denn der Stoff, der da behandelt wird, hat überhaupt nicht viel Anziehendes. Nur finde ich, was ich schon bei früheren bemerkt habe, es seien zuweilen Kleinigkeiten zu weit ausgesponnen und die moralischen Betrachtungen und Reflexionen seien zuweilen zu lang. Ältere Leute mögen der Sache erwarten; aber den jüngern wird es gewöhnlich zu lang. Sie überspringen solches und damit haben Sie doch den bezweckten Nutzen nicht. Die Wirtschaft auf der Gnepi haben Sie so trefflich geschildert, dass ich nicht umhin konnte, zuweilen Vergleichungen anzustellen.»

Diesem Briefwechsel verdanken die Biographen Gotthelfs auch dessen berühmten Bekenntnisbrief vom 27. Oktober 1840, in dem der Dichter mit allem Freimut sein Glaubensbekenntnis niederlegt. Schade, dass der Raum hier nicht hinreicht, ihn abzudrucken. Aber dafür sei ein anderer, der für Gotthelf ebenfalls sehr bezeichnend ist, unseren Lesern nicht vorenthalten:

«Dem wohlachtbaren Joseph Burkhalter,
im Fluhacker bei Niederönz.
Abzugeben zu Herzogenbuchsee.

Lützelflüh, den 26. Dez. 1838.

Lieber Freund!

Das geht ja verdammt vorwärts; kaum noch als Hintersäss mit dem H. angesehen, nun Kirchgemeinderatspräsident, der höchste Posten in der Gemeinde, freilich nicht der einträglichste! Es ist kurios, dass die Leute mehr nach Geld als nach Ehre begierig sind und Ehre ohne Geld ihnen vorkommt, wie eine Suppe ohne Salz, ein Voessen ohne Safferet, eine Pastete ohne Teig, eine Wurst ohne Fülli. Geld ist freilich auch eine gar schöne Sache und ich

wollte, ich hätte so viel Dublonen, als in die Theile Eures Schulhauses möchten, die gegenwärtig leer sind. Da wollte ich gewaltig spektakeln im Lande. Ich wollte gegenüber den jetzigen Regenten mich stellen und mal zum Spass versuchen, wer mehr Gewalt üben könnte, ob sie oder ich. Ich wollte ganze Aemter nach meiner Pfeife tanzen lassen wie Bären und ohne Stock. Indessen will ich abbrechen von diesem Kapitel, ehe der Mund mir gar zu wässerig wird. Wenn's schon bald Neujahr wird, so wird mir doch niemand solche Wünsche thun, und würde sie auch jemand thun, so würde sie doch niemand erfüllen wollen.

Mich freuts, dass ein junger Knecht bei Euch angestanden ist; der wird dem Grossätti nicht unwerth sein, und der Grossätti wird wohl selten eine leere Tasche heimbringen, wenn er Präsidentlis gemacht hat am Kirchgemeinderath. — Sind der alten Schulmeisterin Thränen trocken? Ich dachte ihr nicht zu weh zu thun; aber der dumme Redaktor setzte eine dumme Note hinzu, die eigentlich den Stachel enthielt.

Alle Gemeinden, die Schulhäuser gebaut haben, glaubten, es gehe auf sie, und mancher ist zweg gesprungen und hat einen Gegenartikel wollen machen lassen, und wenn man ihn dann fragte, was man eigentlich schreiben solle, so wusste er nicht was, als: He, gieb ihm ume ume, dem Donner, dass er ds angermal ds Mul zue b'het. Das aber wollte denn doch niemand versuchen.

Ich bin, seit ich bei Ihnen war, nicht müssig gewesen. Wahrscheinlich wird bald ein Gegenstück zu den fünf Mädchen erscheinen, wenn es mir jemand drucken will. Auch der zweite Theil vom Schulmeister wird in längstens einem Monat unter den Leuten sein und dann wird's Donnerwetter losgehen, wenn's auch nur erst Jenner sein wird. Mir ist's gleichgültig. Ausgehalten muss es einmal sein, und da ich überzeugt bin, das Buch werde alle Angriffe aushalten, warum sollte ich sie nicht aushalten? Bin ich doch mehr als das Buch.

Es ist merkwürdig, dass die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiss mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen. Und da ich etwas grob werfe, so will sie das nicht leiden; das kann ihr eigentlich auch niemand übel nehmen. Indessen muss sie mir Platz machen, muss mich gelten lassen und zwar als keinen Esel, muss mir ein vernünftig Wort zu sprechen vergönnen, und wann und zu was ich will. Ist einmal dieses Recht erkämpft, so werde ich sicher manierlich werden und sanft wie ein achttägiges Lamm und zuckersüss wie eine Welschlandtochter auf dem Tanzboden.

Nun will ich das alte Jahr verdämmern und einen Tag nach dem andern vorüberraussen lassen, hoffend, mit dem neuen Jahre komme neue Kraft zu neuer Arbeit. Jetzt will ich in's Wirtshaus hinauf, zwei Pasteten zu bestellen für's neue Jahr, eine für uns und eine für zwei alte Leutchen, die vielleicht ihr Lentag keine gegessen oder nicht manche. Es wäre vernünftiger, ihnen etwas anderes zu geben; allein mir kommt immer vor, einer Freude wisse die Vernunft nicht immer die rechte Schätzung zu machen.

Wir sind Gottlob alle wohl, meine Kleinen alle hellau. Mein Bube wird kein dummer Kerl und ist nie um eine Ausrede verlegen, während das Mädchen mehr mit Fragen sich beschäftigt und das Dritte der beiden andern Affe ist.

Euch allen wünsche ein recht gut und glückhaft Neujahr, wünsche, dass der Müller weisses Mehl liefere zu den Weihnachtsringen, der Teig gut habe, der Ofen eben recht warm sei und Bäbi aufpasse, wenn's die rechte Zeit sei, einzuschiessen und herauszunehmen, und dass dann das Wohlgeratene lauter fröhliche Gemüther verspeisen möge.

Lebt wohl, vergesst mich nicht, auch nicht mit einem Brief.

Albert Bitzius.»

Gotthelf hat seinem Freund Burkhalter in mehreren seiner Werke ein bleibendes Denkmal gesetzt. So treffen wir im «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» den weltoffenen «schlichten Bauersmann in gelbem, halbleinenem Rock namens Sepp». Auch im wohlmeinenden Götti im Buch «Der Geldstag» tritt uns Burkhalters kluge und gütige Gestalt entgegen. Daneben haben bestimmt noch viele andere währschafte Bauerngestalten in Gotthelfs Werken den Amtsrichter Burkhalter zum Vorbild.

Auch Peter Rosegger, der bekannte Volksschriftsteller Oesterreichs, findet Worte herzlicher Würdigung, als er im Jahre 1898 Burkhalters Lebensbild und Briefe in die Hand bekommt. Er schreibt darüber in dem von ihm betreuten «Heimatgarten» folgendes: «... Dieser Burkhalter, der es aus einem armen ‚Hintersäss‘ (rechtloser Bürger) zum hohen Rath gebracht, war ein sehr interessanter Mann, ein Naturphilosoph von gediegener Art, dessen schlichte Briefe eine so einheitlich abgeklärte, eigenartige Weltanschauung offenbaren, wie sie heute gar nicht mehr zu finden ist. Wenn er z. B. schreibt, dass jeder Mensch sich das göttliche Wesen so vorstellen müsse, wie er es nach seiner innern Organisation vermöge, so dass man fast sagen könne, jeder habe seinen eigenen Gott, je nachdem er dessen Natur zu fassen vermag,

so ist das ein Ausspruch, der mich höher und wahrer dünkt, als alle dogmatischen Seelenreitereien aller Kirchen zusammen ...»

Die Nachricht von Gotthelfs Tod traf den alten Burkhalter schwer. Mit herzlichen Worten wendet er sich am 25. Oktober 1854 an dessen Witwe, der er durch das gemeinsame Andenken an den dahingegangenen Freund auch fürderhin treu verbunden blieb:

«Verehrte Freundin,

Soeben habe ich den inliegenden Brief erhalten, und da ich sah, dass eine Verwechslung stattgefunden hat, so sende Ihnen selbigen sogleich zurück, um den Irrtum gutmachen zu können.

Ich habe bereits in der Zeitung den Tod meines teuren, unvergesslichen Freundes gelesen, die Nachricht hat mich tief getroffen. Im achtundsechzigsten Jahr meines Alters stehe ich bald vereinzelt da, meine viel jüngeren Freunde gehen vor mir hinüber ins bessere Leben. Auch Ihre Lage kann ich mir vorstellen. Sie haben das schwerste erlitten, allein uns bleibt nichts anders übrig als uns in den Willen der Vorsehung zu fügen und uns mit der Hoffnung zu trösten, ihn bald jenseits wieder zu finden. Indessen werden auch Sie mir im Andenken bleiben. Ihr liebevoller Empfang, wenn ich meinen Freund besuchte, hat mir Sie unvergesslich gemacht. Ich bedaure nur, dass ich ihn nicht noch einmal besuchte, allein meine Kräfte schwinden, das Reisen wird mir beschwerlich.

Leben Sie wohl! Ich grüsse Sie und die Ihrigen recht herzlich und werde Sie stets in meinem Andenken behalten.

Ihr alter
J. Burkhalter, Amtsrichter.»

Es war nur ein kurzer Gang, den wir hier durch die Jahre machen konnten, da Albert Bitzius als Vikar in Herzogenbuchsee weilte. Im Gotthelf-Archiv der Stadtbibliothek Bern, in der Landesbibliothek, unter den Schriften des Staatsarchivs, bei den Kirchenakten und selbst unter den Dokumenten hiesiger Bürger ist noch manches vorhanden über Gotthelfs Buchszeit. Und manchmal gelüstet einen darnach, all das einmal umfassend und lückenlos zu sammeln und davon zu berichten. Aber das würde den Rahmen dieses Aufsatzes bei weitem sprengen und muss einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Zur Erinnerung an das Wirken Gotthelfs wurde in Herzogenbuchsee eine Alignementsstrasse, die in den Hof des alten Pfarrhauses mündet, als Bitziusstrasse bezeichnet. Weiter unten im Dorf lädt im Hotel Bahnhof ein schmuckes Bitzius-Säli mit Wandgemälden aus Gotthelf-Erzählungen zu gepflegter Gastlichkeit und zum Verweilen ein. Es ist verdienstvoll, dass man damit der Zeit gedenkt, da Gotthelf bei uns gewirkt hat. Wer solche Anerkennung für den grossen Dichter zu bescheiden findet, der mag sich damit zufrieden geben, dass vielleicht einmal an der ehrwürdigen Dorfkirche, am Pfarrhaus oder an anderer passender Stelle eine schlichte Gedenktafel in aller Bescheidenheit dem Vorübergehenden verkünden wird:

«Hier wirkte vom 23. Mai 1824 bis zum 3. Mai 1829 Albert Bitzius
als Vikar, der nachmalige Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf.»

Werner Staub

Benutzte Quellen: Gotthelfs Werke; Gotthelfbiographien; Briefe aus Privatbesitz; mündliche Ueberlieferung. Insbesondere wurden verwendet: Manuel Carl: «Gotthelf Biographie von 1857». Bitzius Albert: «Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter, 1897». Burkhalter Joseph: «Amtsrichter Burkhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf, 1899». Hunziker Rudolf: «Aus Jeremias Gotthelfs Vikariatszeit, 1917». Rössle Wilhelm: «Jeremias Gotthelf als Volkserzieher, 1917». Hunziker Rudolf: «Der junge Gotthelf als Seelsorger, 1921». Hopf Walter: «Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, 1927». Hunziker Rudolf: «Jeremias Gotthelf, 1927». Günther Werner: «Der ewige Gotthelf, 1934». Muschg Walter: «Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit; Erinnerungen der Zeitgenossen, 1944».